

Thomas R. P. Mielke, 1940 als Sohn eines Brasilienpastors in Detmold geboren, lebt in Berlin. Nach einer Ausbildung zum Fluglotsen und dem Besuch der Werbeakademie Hamburg arbeitete er drei Jahrzehnte als Kreativdirektor in internationalen Werbeagenturen. Neben historischen Bestsellern wie »Gilgamesch«, »Attila« und »Colonia« schrieb er weitere historische Romane und Romanbiografien. Seine Bücher erreichen sechsstellige Auflagen und wurden in mehrere Sprachen übersetzt.

THOMAS R. P. MIELKE

Karl der Große

Der Roman seines Lebens

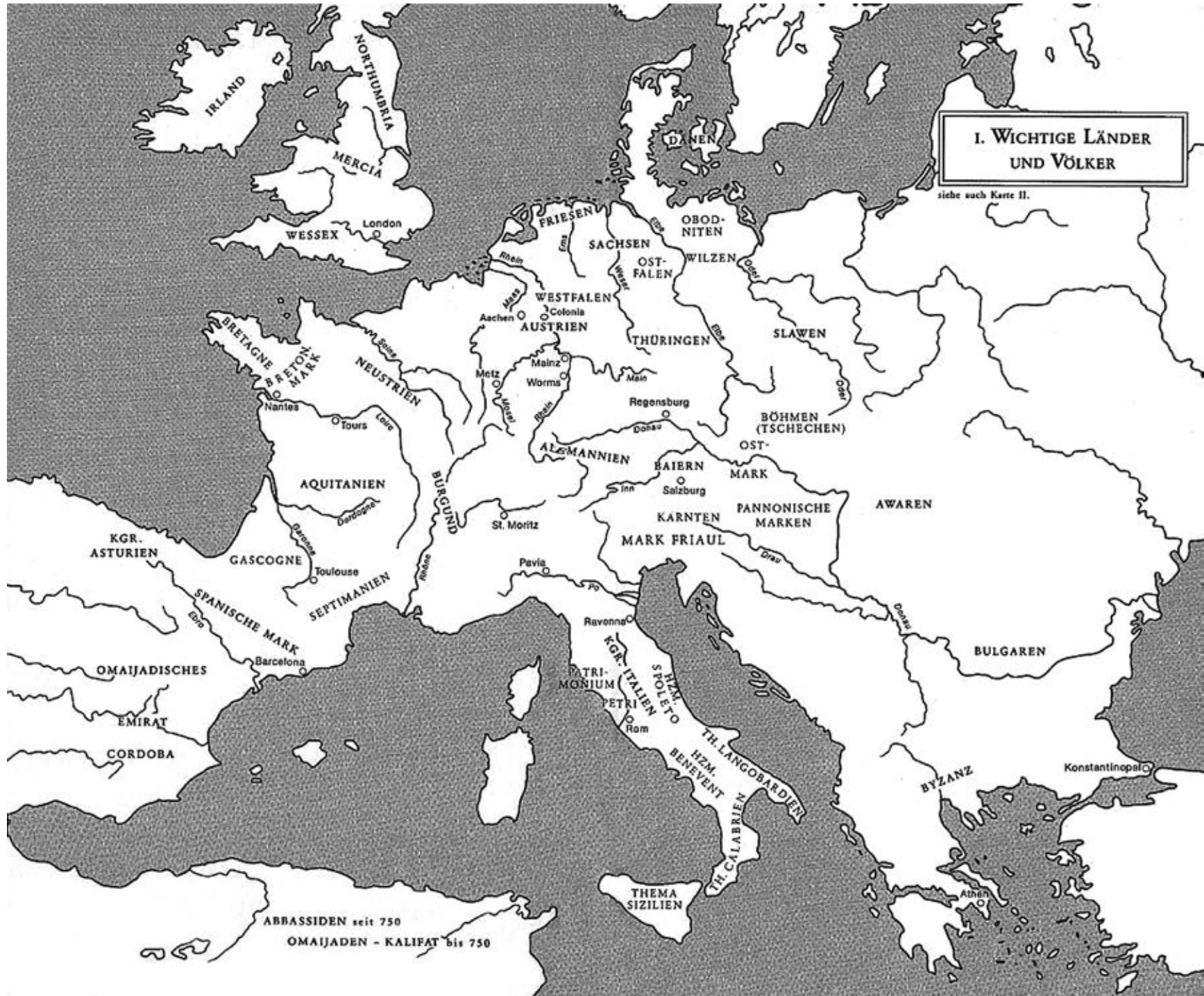
ÜBERARBEITETE NEUAUSGABE

Dieses Buch ist ein Roman. Die Handlung ist frei erfunden, wengleich in das historische Umfeld eingebettet. Einige Personen, Orte, Ereignisse, Zeitangaben und Schreibweisen sind historisch belegt, einige sind es nicht oder in heutiger Lesart verwendet. Letzteres gilt besonders für das noch nicht abschließend geklärte Geburtsjahr Karls des Großen.

emons:

I. WICHTIGE LÄNDER
UND VÖLKER

siehe auch Karte II.



Inhalt

Vorwort

1. Der Papst und das Kind
2. Ränkespiele
3. Die Pippinische Schenkung
4. Vom Bastard zum Gesalbten
5. Geisel in Pavia
6. Das erste Fähnlein
7. Ritt gegen die Araber
8. Die aquitanische Frage
9. Riskanter Ruhm
10. Zwei Königskinder
11. Tod eines Hausmeiers
12. König der Franken
13. Ein Sachse kommt
14. Mission an der Götterbrücke
15. Bauern, Äbte, Geometer
16. Zerstörer der Irminsul
17. Über die Alpenmauer
18. Die Langobardenkrone
19. Sachsentaufe
20. Das Rolandslied
21. Die Weserfestung
22. Das Dachtelfeld-Massaker
23. Verdener Blutgericht
24. Der letzte Sachsenfürst
25. Mit Rom gegen Baiern
26. Tassilos Untergang
27. Drei Königspfalzen
28. Neue Pläne
29. Verdammte Donau

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Monogramm Karls des Großen von 781

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-170-9

Überarbeitete Neuauflage

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

30. Revolte in Regensburg
31. Der Schatz der Awaren
32. Königsboten
33. Das Attentat auf den Papst
34. Das Kaiserkomplott
35. Herrscher des Abendlandes
36. Von Gott verlassen
37. Ein Stern verglüht

Anhang:

Nachwort

Personen

Stammtafel Vorfahren

Stammtafel Geschwister und Nachkommen

Literaturauswahl

Vorwort

IBU DU MI ENAN SAGES, IK ME DE ODRE WET.

»Wenn du nur einen sagst, ich mir die anderen weiß«, heißt es in einem berühmten Vers des Hildebrandsliedes – dem einzigen Fragment, das noch aus Karls germanischem Liederbuch stammt und nicht wie andere Dokumente gleich nach Karls Tod Opfer der ersten groß angelegten Büchervernichtung in der Geschichte Europas wurde.

Neben lateinisch abgefassten Werken hatten die mündliche Überlieferung sowie nicht schriftlich gesicherte Verlautbarungen zu Karls Zeit einen wesentlich glaubhafteren Informationswert als zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Seltsamerweise entdeckt gerade die heute heranwachsende Generation, wie Namen von einzelnen Menschen oder bestimmte Reizworte ganze Wolken von Zusammenhängen wecken.

Karl und seine Gefährten waren keineswegs eine staatstragende Elite mit klarem Ziel und heldischem Auftrag. Aber sie bildeten eine interaktive Gruppe aufeinander eingeschworener »Edelinge«. Sie zelebrierten Klassizismus als Spiel und pflegten ihre Männergemeinschaft unweit von Camelot, der Götterdämmerung und anderen großen Familiensagas der menschlichen Geschichte.

Vieles von Karl und seinen Kampfgefährten, seinen Ehefrauen, Geliebten und Kindern wurde bereits zu ihren Lebzeiten aus unterschiedlichsten Blickwinkeln weitererzählt. Schreibweisen von Namen und Orten, die Jahreszahlen und das Würdigen oder Verschweigen bestimmter Ereignisse verbergen sich auch heute noch in einem fast mystisch-liebenswerten Unschärfenebel.

Auch die Chronisten im audiovisuellen Zeitalter neigen dazu, den Wert der Dinge nach Beweisbarkeiten in der Denkweise der sogenannten Aufklärung zu bestimmen.

Was aber, wenn bereits die Reichsannalen des Klosters Lorsch geschönte Hofberichterstattung sind und Eginhard/Einhard als einziger Zeitzeuge Karls in seiner »Vita Caroli Magni« mehrfach

Frauen und Kinder, Jahreszahlen und Zusammenhänge verwechselt?

Wenn zudem im »Roman seines Lebens« von Paderborn, Regensburg oder Venedig gesprochen wird, ist das zwar eine Hilfe für den Leser, aber streng genommen geschichtlich unwahr, da es diese Namen damals noch nicht gab.

Aus Karls Regierungszeit sind heute 261 Urkunden bekannt. 41 davon sind mit Schreibfehlern gespickte Originale, 122 noch fehlerhaftere Kopien und 98 nachgewiesene Fälschungen. Karls Leben ist 1.200 Jahre lang umgeschrieben und nach den unterschiedlichsten Absichten gedeutet worden. Weltweit gibt es Tausende von Arbeiten über Karl den Großen, Charles the Great oder Charlemagne – aber nicht einmal eine Handvoll Romane (was nichts anderes als »verständliche Sprache« bedeutet) über das Leben dieses Mannes, das im Wortsinne bewegter war als irgendein anderes.

1.200 Jahre nach seinem Tod sollte Karl deshalb das Recht erhalten, auch einmal Mensch zu sein – ein ganz normaler Mensch.

Thomas R. P. Mielke
Berlin im Jahr vor 2014

Der Papst und das Kind

Die Ohren der Stute spitzten sich. Gleichzeitig schnaubte die Braune in die viel zu frühe Winterkälte. Von allen Pferden der kleinen Reiterschar, die sich am Rand der vereisten oberen Rhone flussaufwärts kämpfte, trug die Stute die leichteste Last.

»He, Karl, pass auf!«, rief der versetzt hinter ihm reitende Anführer der Kriegergruppe. »Sieh nach vorn und nicht auf die Ohren der Mähre!«

»Sie hat etwas gehört!«, antwortete der Junge, und seine hellblauen Augen blitzten stolz. Er ärgerte sich über die ständigen, eigentlich gut gemeinten, aber verletzenden Belehrungen seines Onkels. War er nicht groß genug, um mit seinen fellumwickelten Füßen festen Halt in den Steigbügeln zu finden? Hatte er den Wintereinbruch bereits im November nicht ebenso durchgehalten wie die in Schafspelze gehüllten Männer mit ihren Ohrenwärmern unter Helmen aus Leder und Eisen? Auch ihre Gesichter waren vor Kälte und Anstrengung gerötet. Was machte es da, dass er selbst erst in einigen Tagen seinen zwölften Geburtstag feiern würde?

Natürlich wusste er, welche Auszeichnung es war, dass er zusammen mit den besten Männern des Frankenkönigs einem besonderen Ereignis entgegenreiten durfte.

»Wenn eintrifft«, murmelte er den längsten und schwersten Satz, den er je auswendig gelernt hatte, »wenn eintrifft, worauf das ganze Frankenreich von der Bretagne bis Baiern wartet, das kranke Rom hofft, was der König der Langobarden mit aller Macht zu verhindern versucht hat und was die islamischen Herren Hispaniens, den christlichen Kaiser von Byzanz und den blutrünstigen Kalifen von Damaskus mit Sorge erfüllte, dann ... ja dann wird dieser Tag den Beginn einer neuen Epoche einleiten.«

Ein großer Tag, denn 753 Jahre nach Christi Geburt wollte erstmals ein Papst nördlich der Alpen erscheinen. Und das auch nur, weil er beim König der Langobarden in Pavia kein Gehör gefunden hatte.

Der junge Königssohn hatte mitbekommen, was die Erwachsenen sprachen, doch eigentlich interessierte ihn die großartige Landschaft viel mehr. Noch nie zuvor hatte er derartige Berge gesehen. Die Walliser Alpen kamen ihm wie Wirklichkeit gewordene Weltenwunder aus den uralten Sagen und Überlieferungen der Ahnen vor, wie Asgard, die Burg der germanischen Götter, wie Utgard, die Felsenwildnis, und weit entfernt von Midgard, dem Land der Menschen. Hier hätten die Gipfel der Weltische Yggdrasil in den Himmel hinauffragen können. Das Schnauben der Pferde, das Klirren der Waffengehänge und die gelegentlichen Warnrufe der Reiter vor und hinter ihm klangen genau so, wie er sich immer die ersten Ausritte der Uralten vorgestellt hatte.

Der Anführer der Reiterschar merkte, wie es in Karl arbeitete. »Was ist denn, Blondschof? Noch immer beleidigt, dass ich dich heute Morgen im Kloster über dem Grab des heiligen Moritz zurücklassen wollte?«

»Nein«, sagte Karl und presste seine vor Kälte schmerzenden Lippen zusammen. Gekränkt und dennoch stolz drehte er den Kopf zur Seite. Seit sie die Königspfalz von Ponthion in der Champagne verlassen hatten, war kaum eine Stunde vergangen, in der Onkel Bernhard ihn nicht gerügt, auf Fehler in seinem Verhalten hingewiesen und immer wieder belehrt hatte.

»Komm, Junge«, beschwichtigte Bernhard. Er ritt dicht neben Karl und legte ihm den Arm um die Schulter. »Ich meine es doch nur gut. Du bist ein großer, schöner Kerl, mutig und königlich in deinem Denken, aber du musst noch lernen, dass Träumereien ebenso tückisch sind wie das Eis hier am Ufer des Flusses.«

Karl hörte die Worte seines Onkels, aber er wollte sie nicht verstehen, denn gleichzeitig bewegten sich erneut die Ohren seiner Stute.

»Siehst du das?«

Er sah seinen Onkel herausfordernd an. Er war ebenso wie sein Vater Pippin ein Sohn des berühmten Karl Martell. »Die Stute hört, was du nicht hörst! Und ich bemerke es, deshalb werde ich eines Tages größer und besser sein als du!«

Bernhard lachte. »Karl, ich fürchte mich vor dir!«, rief er dröhnend. Er war der Anführer der Abordnung, die sein Halbbruder

als König der Franken dem Papst entgegenschickte. Er lachte erneut, dann beugte er sich vor und ließ sein Pferd noch riskanter über die mehrschichtigen Eisplatten am Felsenufer staksen.

»Dein Hengst hat auch etwas gehört!«, rief Karl ihm nach. »Ich glaube, sie kommen ... dort oben, an der Nordflanke des Mons Jupiter ...«

Er deutete zum gewaltigen Bergmassiv, das aus dem engen Flusstal der oberen Rhone wie eine unüberwindliche, bis in den Himmel aufragende Mauer aussah. Bernhard zügelte seinen schwarzen Rappen, legte die Hand über die Augen und blinzelte über die strahlenden Schneeflächen hinweg zum dunklen Teil des Mons Jupiter.

»Vor so hohen Bergen müssen wir Flachländer uns vorsehen«, rief er Karl zu. »Wir stammen vom unteren Rhein und haben kein Gefühl für die Gefahren des Hochgebirges.«

Im gleichen Moment drang das ferne Echo eines Trompetensignals bis zu den Männern.

»Sie kommen, sie kommen!«, riefen die Reiter, die sich seit Tagen im Sattel hielten. Karl spürte die Aufregung, und auch die Pferde schienen die tagelangen Anstrengungen zu vergessen. Selbst Bernhards Rappe fing sich wieder und sprang mit einem weiten Satz neben Karls Stute.

»Unglaublich!«, sagte Bernhard und bewunderte die bunten Flecken hoch oben im Schnee. »Sie haben es geschafft! Ausgerechnet in der kalten Jahreszeit kommt ein Papst aus Rom über die Alpen. Stephan II., in Rom abgeholt, beschützt und begleitet durch unsere beiden besten Kirchenmänner.«

Karl konnte sich kaum an den Abt Fulrad von Sanct Denis erinnern. Er hatte ihn nur einmal gesehen. Von Burchard von Würzburg wusste er nur, dass er ein Schüler des großen Missionars Bonifatius sein sollte.

»Und wie findest du das alles, Junge?«, rief Bernhard vergnügt.

»Ich glaube, dass es sehr wichtig ist.«

»Wichtig? Nur wichtig?« Bernhard lachte noch lauter. »Es wird der größte Triumph deines Vaters sein! Denk doch – der Papst aus Rom, der mächtige Bischof der Christenheit ... dieser Mann kommt unter unserem Schutz durch das gefährliche Aostatal und

die Bergriesen ins Frankenreich! Und was will er? Ich sage es dir: Er will die Macht deines Vaters ... gegen die Langobarden, die Araber, gegen die Oströmer in Konstantinopel und gegen die schlaff gewordenen Adelsfamilien am Tiber, die längst vergessen haben, was Rom einmal war. Sie lassen Schafe rund um den Lateranpalast weiden! In Rom, Karl, verstehst du?»

Karl überlegte, was er über Rom wusste. Bisher hatten ihm seine Lehrer mehr über die Völkerwanderung, die germanischen Stämme und über die Merowinger als schwache Frankenkönige erzählt. Kaum ein Tag war vergangen, an dem er nicht etwas vom Ruhm und der Kraft seines Vaters gehört hatte, der vor Kurzem noch Hausmeier der fränkischen Merowingerkönige und nicht selbst König der Franken gewesen war.

Rom ... ja, was war Rom? Eine vage Erinnerung an ein Weltreich, das seit Jahrhunderten keine Bedeutung mehr hatte. Karl wusste, dass es überall an den großen Strömen und selbst in den düsteren Wäldern von Gallien, Austrien und Neustrien alte Kastelle, verfallene Städte und Reste von gepflasterten Römerstraßen gab. Er hatte sogar etwas aus der Schrift von Caesar über den Krieg der Römer in Gallien gelesen, auch wenn er die Sätze noch nicht nachschreiben konnte. All die Geschichten von den versunkenen Königreichen gefielen ihm, weil sie groß, voller Abenteuer und wie ein Ziel für ihn selbst waren.

»Träum nicht schon wieder!«, rief Bernhard. »Was soll denn der Papst vom Sohn des Frankenkönigs denken? Komm, bleib noch zwei Stunden wach, dann treffen wir ihn!«

Karl wusste nicht, was er erwartet hatte, aber mit Sicherheit nicht das, was er jetzt sah ... Der Zug des Papstes war keine glanzvolle Prozession, sondern sah viel eher wie ein jämmerlich wirkender Abstieg frierender Saumtiere aus. In der Mitte der mühsam näher kommenden Gruppe wurde ein unsicherer Zelter an ledernen Gurten geführt. Von seinem Brustgeschirr spannten sich weitere Leinen bis zu einer durch den Schnee tiefer rutschenden Kuhhaut, auf der sich eine vermummte Gestalt festklammerte.

»Ist das der Papst?«, fragte Karl ungläubig. Sein Onkel wischte sich über seinen mit Eisperlen bedeckten Schnurrbart.

»Scheint so«, sagte er. Das, was er sah, schien ihm ebenso wenig zu gefallen wie den anderen. »Aber vergiss nicht, dass dieser Mann seit Oktober unterwegs ist. Und unsere beiden edelsten Kirchenfürsten, die ihn jetzt begleiten, waren vor zwei Jahren schon einmal in Rom.«

»Ich weiß«, sagte Karl. »Sie sollten den damaligen Papst Zacharias fragen, ob es gut sei, dass derjenige König heißt, der zusammen mit seinem Sohn ins Kloster Prüm geschickt wurde und nur noch den Titel hat, oder ob nicht viel eher derjenige der wahre König ist, der alle Macht in seinen Händen hat.«

»Wer hat dir das gesagt?«, fragte Bernhard verwundert.

»Viele«, antwortete Karl. »Ich habe zugehört, wenn sich die Edlen und auch die Knechte darüber unterhielten. Und Vaters Frage an den Papst muss gut gewesen sein, sonst wäre doch immer noch der Merowinger Childerich III. König der Franken, oder?«

»Darüber könnte man lange streiten«, seufzte Bernhard.

Karl spürte, dass es Geheimnisse der Macht geben musste, von denen er nichts ahnte. »Auf jeden Fall hat die Reichsversammlung in Soissons vor zwei Jahren uns zum König gewählt«, sagte er. »Ich war dabei, und ich habe selbst gesehen, wie Bonifatius meinen Vater salbte. Und wie der letzte König der Franken aus dem Geschlecht der Merowinger geschoren und ins Kloster geschickt wurde ...«

»Dann pass schön auf, dass du nicht ebenfalls die Kutte bekommst!«

Karl schnalzte abfällig.

Aus irgendeinem Grund hatten die Reiter an einer Schleife des Flusses an einer mehrere Fuß hohen Felswand angehalten. Bernhard schickte einen Grafen aus seiner Begleitung vor. Der viel zu schwer bewaffnete Graf Rupert stammte aus dem oberen Rheingau. Er kam bereits nach wenigen Augenblicken wieder. »Sie bauen sich ein Zelt auf. Ich denke, dass sie den Papst vor seiner ersten Begegnung mit uns umkleiden.«

»Auch das noch!«, schimpfte Bernhard. »Und mittlerweile frieren wir uns hier die Ärsche ab!« Er sah sich hektisch um, dann zeigte er auf eine ausgewaschene Stelle am Flussufer.

»Wir sitzen ab und schlagen dort drüben Feuer. Holz haben

wir mit. Und für einen Becher heißen Wein sollte die Zeit reichen!«

Steißbeinig rutschte er von seinem Pferd und übergab es einem Pferdeknecht. Karl folgte ihm. Sie sahen zu, wie die Waffenknechte ein kleines Feuer im Schnee auflodern ließen und einen Kessel für den Wein aufhängten. Die Männer, die bisher wie angewachsen auf den Rücken der Pferde gehangen hatten, liefen aufstampfend im Kreis herum, schlugen die Arme zusammen und versuchten, die Kälte aus ihren Körpern zu vertreiben.

»Verrückt, was?«, schnaubte Bernhard.

»Ich weiß nicht, was du meinst«, sagte der junge Königssohn.

»Na ja, da läuft der heiße Schweiß aus allen Körperfalten – gleichzeitig frieren uns Nasen und die Finger ab ... hier, sieh mal meinen Bart ...« Er beugte sich zu Karl hinüber, zerrte an seinem Bart und brach sich plötzlich einen ganzen Eiszapfen aus seinem blonden Haargestrüpp. Karl wollte nicht, aber er musste lachen.

»Jetzt hast du dir den halben Schnurrbart abgebrochen!«

Bernhard, der Krieger, Heerführer und Halbbruder des neuen Frankenkönigs, starrte ungläubig auf das Eisstück in seinen Fingern. Mit seinem dichten Büschel aus blonden Haaren sah er wie ein wässriger Pinsel aus den Schreibstuben der Mönche aus.

»Hach!«, sagte Bernhard, nachdem er sein Erstaunen und seinen Ärger hinuntergeschluckt und seine edlen, aber vereisten Barthaare weggeworfen hatte. Er drehte sich um und stampfte mit seinen in graugrüne Binden gewickelten Beinen durch den Schnee. Karl hatte Mühe, ihm zu folgen. Sein Fellmantel und das extra für ihn geschmiedete Kurzschwert schleiften, und mit jedem Schritt sank er bis zu den Kniehosen ein.

Der Platz, an dem die Knechte laut lärmend ein Feuer angezündet hatten, war beinahe schneefrei, aber glatt und gefährlich.

»Herrgott, warum ausgerechnet hier?«, fluchte einer der jungen Reiter. Karl sah, wie Bernhard sein Gesicht verzog. Mit seinem halben Schnurrbart sah es ziemlich schief aus.

»Hör auf zu grinsen!«, fauchte er Karl an.

»Aber ich grinse doch gar nicht ...«

»Natürlich grinst du! Jeder hier grinst!«

»Die Männer frieren«, sagte Karl. »Nur deshalb verziehen sie den Mund ...«

»So?«, fragte Bernhard und hielt sich die Hand vor sein Gesicht. »Meinst du wirklich?«

Karl nickte ernsthaft. Er blickte auf das lodernde Feuer, über dem der Kessel mit rotem gewürztem Wein zu singen begann.

»Ein halber Schnurrbart sieht nicht gut aus«, sagte er nachdenklich.

»Ja, und? Was soll ich tun?«, fauchte Bernhard.

Karl hob die Schultern. Er überlegte eine Weile, und eine kleine Falte bildete sich auf seiner kindlich glatten Stirn. »Du könntest deinen Helm abnehmen und den Kopf schnell durch die Flammen des Feuers dort bewegen.«

»Bist du wahnsinnig? Soll ich mit Kindereien Gott den Allmächtigen erzürnen! Das würde mir die Haare und auch noch den Kinnbart ansengen.«

»Ja«, sagte der Junge mit seiner hellen Stimme. »Genau das soll es ja!«

Bernhard zuckte zusammen. Erst jetzt begriff er, was der nicht einmal Zwölfjährige ihm vorschlug. Karl wollte ihn nicht quälen, ihn nicht verletzen oder zum Narren halten. Im Gegenteil! Klar und vorausschauend empfahl er seinem Onkel den kurzen Schmerz der Flammen für den zerstörten Bartschmuck anstelle des Gelächters, das Bernhard nicht vermeiden konnte, wenn er so vor den Papst träte und zum Königshof zurückkehrte.

»Du meinst, ein paar verkohlte Haare ...«

»... sind besser als ein halber Schnurrbart!«

»Verdammt, verdammt!«, murmelte Bernhard. »Aber der Papst könnte jeden Augenblick um den Felsen kommen.«

»Dahinten ist er schon«, stieß Karl unnachgiebig und ein wenig atemlos hervor. »Na los, Onkel Bernhard!«

»Dass ein so kleiner Kerl so grausam sein kann ...«

»Ich bin viel größer als alle anderen in meinem Alter!«, stellte Karl fest. »Außerdem ist mein Gedanke nur gut für dich!«

»Ja, ja, das weiß ich doch!«

»Und warum wartest du dann?«

»Weil ich mich erst daran gewöhnen muss, dass dieses Kind vor

mir nicht nur klar denken, sondern auch herrschen und befehlen kann!«

»Ich habe nichts gesagt, was du nicht machen könntest.«

»Genau das ist es!«, stieß Bernhard rau und irgendwie vergnügt hervor. »Man darf nur das befehlen, was man auch durchzusetzen weiß. Merk dir das, Karl! Es ist die erste Regel jedes Herrschertums.«

Bernhard kraulte noch einmal seinen malträtierten Bart, dann stampfte er zum Feuer, ließ sich einen Becher mit heißem Wein geben, trank ihn, ohne zu pusten, mit einem langen Schluck leer, rülpste, wie um sich Mut zu machen, und rutschte so vollendet aus, dass niemand merkte, wie er mit voller Absicht unter dem Weinkessel ins Feuer glitt.

Mehrere Männer schrien auf. Einige sprangen hoch und griffen nach Bernhards Beinen. Sie zogen ihn auf dem Rücken liegend heraus, warfen Schnee über sein Gesicht und löschten gleichzeitig mit heißem Rotwein die vielen kleinen Flammen seines Pelzes. Graf Rupert schlug Bernhard mehrmals ins Gesicht. Der schon vom heißen Wein rotnasse Schnee wurde durch die verkohlten Bartreste und Wollfäden immer schmutziger.

Karl ging vorsichtig um das Feuer und seinen Onkel herum. Ihre Blicke trafen sich, und Karl erkannte sofort die große Frage in den Augen seines Onkels.

»Gut so!«, meinte er. Er wandte sich an Graf Rupert. »Meine Mutter sagt immer: »Mit Ringelblumen auf den Wunden ist zum März der Schmerz verschwunden.«

Als der Papst mit seinem frierenden, völlig erschöpften Gefolge ankam, musste keine Seite große Worte machen. Doch dann geschah etwas sehr Sonderbares, denn niemand bei den Franken war darauf vorbereitet, an Bernhards Stelle zu treten. Es war Karl, der kaum zwölfjährige Sohn des Frankenkönigs, der den Papst aus Rom ohne Furcht begrüßte.

»Salve, Pontifex Maximus!«, rief er so, wie es sein Vater tat, wenn er beim Märzfeld über die Köpfe von vielen hundert Kriegerern hinwegbrüllen musste. »Sei höchst willkommen bei uns im Frankenreich! Gibt es bei euch in Rom auch so Schnee?«

Der Papst zuckte bei jedem Wort wie unter einem Peitschen-

schlag zusammen. Er verzog sein Gesicht, als würde ihm die helle Kinderstimme trotz seiner pelzbesetzten roten Kappe sehr schmerzhaft in den Ohren klingen. Derartig überrascht, hockte er in all seiner Pracht und Würde wie erstarrt auf seinem Zelter und ließ wie ein Weib beide Beine nach einer Seite hängen. Er öffnete den Mund, bewegte die Lippen und brachte dennoch keinen Ton hervor. Bischof Burchard und Abt Fulrad warfen sich ziemlich entsetzte Blicke zu. Mit einer derartigen Begrüßung hatten auch sie niemals gerechnet.

»Ein Kind!«, keuchte Papst Stephan II. schließlich. »Bin ich den Franken etwa nur so viel wert, dass mir weder ihr König noch einer ihrer Großen entgegenkommt?«

»Darf ich dir Karl vorstellen?«, rief der schmalgesichtige, asketisch wirkende Abt von Sanct Denis geistesgegenwärtig. »Er ist der Sohn von König Pippin ...«

»Der Thronfolger?«, fragte der Papst misstrauisch.

»Ja«, bestätigte Bischof Burchard mühsam. Sein vor Kälte gerötetes, fleischiges Gesicht wurde noch roter. Er griff sich an die Brust und begann zu keuchen. »Er und sein kleiner Bruder Karlmann ... sind König Pippins einzige Söhne.«

Noch ehe der Papst etwas entgegnen konnte, brach Bischof Burchard zusammen. Megingaud, sein ebenfalls rotgesichtiger engster Vertrauter, versuchte ihn aufzufangen. Es war, als hätte der erste Bischof von Würzburg gerade noch die Kraft gehabt, den Papst über die Alpen zu begleiten.

Die Sonne senkte sich den ehemals weiß-blau strahlenden Gipfeln der Berge zu. Die Schatten in den Tälern wurden dunkler, und Kälte zog wie ein Gespenstertuch über soeben noch helle Schneematten.

Fast hundert Reiter, Edle, Geistliche, Bedienstete und Sklaven zogen im Tal der Rhone zum Genfer See hinab. Voran ritt Bernhard mit vier Waffenknechten. Ihm folgten Karl, fränkische Reiter und ein Gemisch frierender Römer. In ihrer Mitte hing Papst Stephan wie eine hohe Dame auf seinem Zelter, der auch bei Schnee und Eis den Passgang nicht vergaß. Es hatte lange gedauert, bis er durch die vereinten Bemühungen Bernhards und

der fränkischen Kirchenfürsten wieder milder gestimmt war. Zuerst hatte Karl nicht verstanden, worum es eigentlich ging, doch dann war ihm klar geworden, dass er mit seinem guten Willen fast eine Katastrophe verursacht hatte. Den Abschluss bildeten die leise betenden Würzburger mit dem bewegungsunfähigen Korpus ihres Bischofs und Abt Fulrad mit den Mönchen seines Klosters, die sie von Anfang an begleitet hatten.

Kurz vor Sanct Moritz schloss sich schreiend und singend fränkisches Fußvolk an. Die Männer schlugen das Kreuzzeichen vor Brust und Kopf, warfen sich vor dem Pferd des Papstes in den Schnee und krochen dessen Spuren wie einer heiligen Blutspur hinterher.

Der Papst hatte seinen wärmenden Fellmantel über den Rücken seines Zelters gelegt. Hoch aufgerichtet und eingehüllt in den roten Ornat für höchste Feiertage, thronte er wie ein König auf seiner Mähre. Nach all den Tagen und Wochen der Qual und Erniedrigung genoss er die Anbetung, die seiner würdig war.

Es war längst dunkel im Tal der Rhone, als der Zug aus Reitern und Fußvolk endlich das Ufer des großen Alpensees erreichte. Sie bogen zum Nordufer hin ab. Schneller als üblich wurden Zelte errichtet, drei, vier Feuer entzündet, Kessel an hölzernen Stangen aufgehängt, Schnee, klein geschnittenes Fleisch und teils gefrorenes, teils getrocknetes Wurzelgemüse zusammengeschüttet und zu Suppen gekocht.

Fast alle Männer kamen zur Abendmesse. Papst Stephan segnete und sprach ein Gebet für den daniederliegenden Burchard. Er predigte über die schwere Aufgabe christlicher Missionare in den von Heiden bewohnten Gebieten nördlich des früheren römischen Limes-Grenzwalls und über die gottgewollte Aufgabe der Frankenkönige. Beiläufig verkündete er, dass Megingaud Bischof Burchards Erbe antreten sollte.

Anschließend holten sich alle einen guten Schlag heiße Fleischsuppe, schlürften Schluck um Schluck und wärmten sich die Hände an ihren irdenen Näpfen und Holzschalen, kauten auch ein paar Bucheckern oder den Sterz – das harte, dauerhafte Brot aus Schrot, das nicht so schnell den Schimmel ansetzte. Sie redeten nicht viel dabei. Einige machten sich noch etwas Met

heiß, dann zogen sie sich nach und nach zurück und putzten mit Werg, Bienenwachs und Wolle die eisernen Lamellen ihrer Helme und die Ringe der Kettenhemden. Jeder von ihnen pflegte sorgsam den Teil der Ausrüstung, auf den er ganz besonders stolz sein konnte. Einige kämmten Helmschweife aus langem Rosshaar oder von ihren Mädchen. Andere pinkelten vorsichtig in kleine Öllampen aus Ton, rührten mit einem Pfeilende weißen Kalkstaub, Gerbsaft von ausgepressten Eicheln und Bibergeil zu einer glatten Paste. Sorgfältig walkten sie jede Schnur und jeden Fleck aus Leder an Harnisch, Helm und Ausrüstung damit ein. Erst spät blickten die Letzten noch einmal zum Polarstern am kalten Nachthimmel, ehe sie sich endlich unter die schwer gewordenen Feldecken legten.

Bernhard und Karl blieben als Letzte wach. Nur noch ein kleines Öllicht hing an einer Schnur von den Zeltstangen herab.

»Was meinst du, warum dieser Papst mitten im Winter zu deinem Vater kommt?«, fragte Bernhard.

»Das weiß ich doch«, antwortete Karl. Er dachte darüber nach, wie Onkel Bernhard sich fühlen musste: Zuerst verliert er seinen halben Bart, dann brennt er sich die restlichen Gesichtshaare ab, und wie zum Hohn wäre beinahe auch noch der Empfang des Papstes misslungen.

»Lass hören, was du weißt«, hakte Bernhard nach und tat, als wäre der Tag vollkommen normal verlaufen, gähnte und warf sich nochmals zur Seite. Karl wusste es besser. Er war überhaupt nicht müde. Hellwach blickte er zur kleinen Flamme des Öllichtes hinauf. Draußen war fast alles still. Nur ein paar Männerstimmen waren zu hören. Für Karl gehörte es seit seinen frühesten Kindertagen zu den schönsten Ereignissen eines zu Ende gegangenen Tages, wenn er noch ein wenig über Gott und die Welt, die Uralten und Ahnen, über ferne, geheimnisvolle Königreiche und all ihre Geschichten hören und sich später auch unterhalten konnte. Er liebte die Sagen und Märchen, die von den Frauen in der Spinnstube erzählt wurden. Sie gehörten ebenso zu seiner Welt wie das Klirren der Waffen und das Schnauben der Pferde.

Erst vor Kurzem hatte er entdeckt, dass es wahre und unwahre

Geschichten gab. Nicht, dass er jede Mär als Lüge empfand, aber es kam ihm vor, als würden die Männer um seinen Vater die gleichen Vorgänge ganz anders beschreiben und beurteilen als Frauen und Kinder. Ihm fiel selbst auf, dass er sich mehr und mehr bemühte, nach Männerart zu antworten und zu berichten.

»Südlich der Alpen hat der neue Langobardenkönig Aistulf von seiner Hauptstadt Pavia aus den Kampf um den Dukat von Rom und die Pentapolis wieder aufgenommen«, sagte der kaum Zwölfjährige ernsthaft und mit großen, blinkenden Augen. »Er ist ein wilder Hund und will ein Königreich Italien mit der Hauptstadt Rom.«

»Gut gelernt«, meinte Bernhard. »Aber so wild ist Aistulf gar nicht. Dein Großvater Karl Martell zum Beispiel hat überhaupt nichts gegen ihn gehabt. Immerhin hat er Pippin, deinen Vater, genau deshalb von einem Langobarden adoptieren lassen.«

»Ging das denn?«, fragte Karl nachdenklich. Er hatte nie verstanden, warum sein eigener Vater nicht nur der Sohn von Karl Martell, sondern auch Adoptivsohn des Langobardenkönigs Liutprand gewesen war. »Wie kann jemand Sohn oder Tochter eines anderen werden, nur weil einige Notare nicken und ein Stück Pergament unterschrieben wurde?«

»Nun, Karl Martell war ziemlich gut befreundet mit dem Langobarden«, sagte Bernhard und reichte ihm einen Holzbecher mit heißem Würzwein. »Beiden ging es um Baiern. Deshalb heiratete Liutprand die Agilolfingerprinzessin Guntrud und dein Großvater Karl Martell ihre Schwester Swanahild. So konnten beide ihren Machtbereich bis nach Baiern ausdehnen. Und in den dreißiger Jahren – nach dem Sieg über die Sarazenen bei Tours und Poitiers – wurde Pippin als Adoptivsohn nach Pavia geschickt.«

»Ja, aber da war Vater schon dreiundzwanzig und kein Kind mehr!«, sagte Karl, nachdem er kurz im Kopf die Jahreszahlen nachgerechnet hatte. »Kann man denn Erwachsene einfach adoptieren?«

»Oh ja«, lachte Bernhard halblaut. »Auch das ist hohe Politik. Immerhin hatte Karl Martell mehrere Söhne, mich eingeschlossen, und Liutprand nur eine Tochter. Wenn alles wie geplant ge-

laufen wäre, hätte mein Halbbruder Karlmann die Frankenkrona übernommen und dein Vater Pippin wäre König von Italien geworden.«

»Ich später etwa auch?«, fragte Karl entsetzt.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, sagte Bernhard und nahm laut schlürfend einen großen Schluck heißen Weines. »Liutprand war eigentlich ein guter König. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber er unterstützte mehrmals den Papst gegen den Kaiser in Byzanz ... bis er selbst gegen die Pentapolis und Rom vorging. Und erst im Alter, als er kränkelte, wurde er nachgiebig und schwach gegenüber den Einflüsterungen seiner Berater. Nach ihm blieb sein Neffe und Mitkönig Hildeprant nur noch wenige Monate im Amt.«

»Was geschah dann?« Karl hatte bisher eher gelangweilt von den Langobarden gehört. Ihn interessierte die Geschichte seiner eigenen Familie viel mehr. Ebenso wie die Geheimnisse und Verschwörungen der Merowingerkönige und der Burgunder mit Siegfried, Hagen von Tronje, Wieland dem Schmied und all den anderen, von denen am abendlichen Kaminfeuer in einer der vielen Pfalzen oft erzählt wurde.

»Die Edlen der Langobarden wählten Ratchis, den furchtlosen Sohn des Herzogs von Friaul, zu ihrem neuen König. Doch nur mit großer Mühe konnte Ratchis seinen Bruder vom Königsmord zurückhalten ...«

»Ach so«, sagte Karl. »Jetzt kann ich mir schon denken, was passierte ...«

»Na? Was?«, fragte Bernhard und spuckte vom Wein rot gefärbte Kräuter in den Schnee.

»Warte, gleich«, sagte Karl. Er überlegte angestrengt und deutete dabei mit der rechten Hand mehrfach und schnell in verschiedene Richtungen. »Also«, meinte er dann, »erstens muss das lange Bündnis zwischen uns und den Langobarden einen Bruch bekommen haben ...«

»Stimmt«, sagte Bernhard. »Ratchis ließ sogar die alten Festungen in den Alpentälern wieder aufbauen.«

»Und zweitens könnte etwas mit Rom passiert sein.«

»Treffer!«, sagte Bernhard und rülpste. »Du bist ein kluges

Kerlchen, Karl. Leider lebt Zacharias, dieser weitsichtige Papst aus Griechenland, nicht mehr. Stephan II. ist Römer. Wie er wirkt, hast du ja selbst gesehen! Trotzdem ... wenn alles wie verhandelt und geplant verläuft, erhält der Papst das gesamte Land südlich von Padua einschließlich der byzantinischen Provinzen.«

»Und wir?«

»Pst!«, zischte Bernhard und lachte leise. »Na, was wohl?«

»Den Rest?«, fragte Karl.

»Aber schweig darüber, verstanden? Das alles ist so streng geheim, dass selbst die Zeltleder abgewaschen werden müssten, die meine Worte jetzt gehört haben!«

Draußen waren die Feuer bis auf die Glut vor drei ver mum m ten Wachtposten längst im geschmolzenen Schnee erloschen. Ein paar der Frankenkrieger in ihren Zelten schnarchten, furzten innig oder knirschten noch eine Weile mit den Zähnen. Dann legte sich die Stille der sternklaren Winternacht über das Lager und schloss das Buch jenes Tages, der auch in mehr als tausend Jahren unvergessen sein sollte ...

Der lange Weg durch die verschneiten Wälder und über die eisigen Berge Burgunds bis zur Königspfalz von Ponthion in der Champagne dauerte zwölf Tage. Zweimal lagen Getötete am Wegesrand, einmal ein nackter Gefrorener, dessen Mund noch immer wie ein vornehmer jüdischer Mercatore lächelte, ein andermal konnte niemand mehr die Gesichter des Paares in blutigen Lumpen erkennen, das wohl vergeblich versucht hatte, sein kleines Kind zwischen sich vor räuberischen Nachtvögeln oder Bären zu schützen.

Erst in den letzten Tagen, nachdem sie die vereiste Marne überquert hatten, kamen der Papst, sein Gefolge und die Abordnung des Frankenkönigs fast ohne Zwischenfälle voran. Nur einmal hatte kurz vor Sonnenaufgang ein Haufen halb verhungertes Pilger versucht, ein paar Vorräte zu stehlen. In einer anderen Nacht, dicht vor Chalons an der Marne, waren hungernde Wölfe im Mondlicht aufgetaucht. Feurige Fackeln hatten schnell beide Ereignisse beendet.

Am Tag darauf schickte Bernhard einen Boten voraus. Und

dann geschah, was die Berater Pippins schon vor Monaten rund um die Truhe mit dem halben Mantel des heiligen Martin geplant hatten ...

Am 6. Januar des Jahres 754, dem Dreikönigstag, näherte sich Papst Stephan mit seinen Begleitern dem Hofgut, in dem der neue Frankenkönig überwinterte. Von einem flachen Hang aus wirkte der erste Blick auf das Geviert aus langen Wohnhäusern mit umlaufenden Balkonen, Stallungen, Höfen mit bunten Zelten und kahlen Obstbäumen wie das Gemälde aus einer fremden Welt. Der innere Bereich wurde durch einen hohen Palisadenzaun geschützt. Überall stiegen dünne Rauchfahnen in den blassblauen Winterhimmel. Schon von Weitem ließ sich erkennen, dass Pippins Hofstaat sehr viele Menschen umfassen musste.

Immer mehr Reiter und dann auch Fußvolk sammelten sich am Saum des Winterwaldes. Bernhard hatte den rechten Arm gehoben. Niemand wagte, an ihm vorbeizureiten oder den Schnee vor seinem Pferd mit seinen Füßen zu berühren. Nur Karl, der junge Königssohn, verstand nicht, was nun vorging. Er trieb sein Pferd bis an die Seite seines Onkels.

»Warum geht es nicht weiter?«

»Ganz ruhig, Junge!«, befahl Bernhard leise. »Du kannst mich alles fragen, aber nicht jetzt.«

Im gleichen Augenblick sah Karl, wie sich vom Hofgut aus eine seltsame Prozession in Bewegung setzte. Reiter um Reiter kam durch das Haupttor. Helme und Brustharnische blitzten im Licht der frühen Wintersonne. Lanzen mit bunten Bändern und farbenprächtige Fahnen stellten sich auf. Dann kamen Pferde, die die allerhöchsten Berater des Frankenkönigs trugen. Sie wurden angeführt von Graf Rupert von Hahnheim und dem alt und verhutelt wirkenden, aber von jedermann geachteten und verehrten Bischof Chrodegang von Metz.

Und dann kam Pippin der Kurze – nicht eingehüllt in einen wärmenden Pelz, sondern im vollen farbenprächtigen Glanz seines Königsornats. Obwohl er noch sehr weit entfernt war, erkannte Karl, dass sich sein Vater sogar die goldene Merowingerkrone auf sein wallendes blondes Haar gesetzt hatte.

Dreitausend Doppelschritte waren zu überwinden, und es schien, als hätte Pippin der Kurze sämtliche Männer seines Winterlagers aufgebracht, um jenen Römer zu empfangen, der sich als oberster Apostel der Christen aufgemacht hatte, um ihn, den ehemaligen Verwalter der Frankenkönige, zu sehen.

Es wurde Mittag, ehe Pippin und sein Gefolge den Rand des Waldes erreichten, an dem der Papst seit Stunden wartete. Von Nordwesten her zogen ganz langsam schwere Wolken über den Himmel. Und als der Augenblick gekommen war, griff Bernhard in die Zügel von Karls Stute und führte sie zur Seite. Er brauchte Platz für die historische Begegnung zwischen dem Papst der Christenheit und dem König der Franken.

Mehrere Male wollte Karl fragen, was das alles bedeuten sollte, und jedes Mal hob Bernhard nur die Hand.

»Später, Karl, später!«, wehrte er ab. Karl sah, wie das Pferd seines Vaters bis zu dem kleinen Erdbuckel aufstieg, auf dem der Zelter des Papstes leise schnaubend stand. Und dann geschah etwas ganz Ungeheuerliches – etwas, das Karl so tief verwirrte, dass er fast aufgehört hätte zu atmen ...

Sein Vater, der große neue König der Franken, der Held so vieler Schlachten, stieg von seinem reich geschmückten Pferd, ging auf die Mähre des Papstes zu, beugte sich über die beiden zur linken Seite hinunterhängenden Füße von Stephan und küsste sie.

»Nein!«, keuchte Karl. Er spürte, wie die harte Hand seines Onkels ihn zurückhielt. »Sei still!«, befahl Bernhard. »Dein Vater übernimmt jetzt den Marschallsdienst für den Papst aus Rom.«

»Warum? Warum?«

»Du wirst verstehen!«, versprach Bernhard. »Ich schwöre dir, dass du verstehen wirst.«

Karl musste sich zwingen, seiner Tränen Herr zu werden. Er sah, wie sich sein Vater vor dem Papst auf den Boden warf, wie er durch Schnee und Schmutz kroch, dann aufstand und die Zügel des Zelters in die Hand nahm. Pippin führte das Pferd des Papstes wie ein niederer Stallknecht die ganze Strecke bis in den Hof der Winterpfalz.

Und Karl ritt hinter ihm. Er weinte.